Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 4 (1910)
Heft: 4

Artikel: Eine moderne Kirche
Autor: Béguin, Chs.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132253

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein Ostersturm, der eine neue Auferstehung Jesu für unseren Verstand und unser Gemüt, für unser Herz und für die Welt ankündigt und begleitet.

L. Ragaz.

(Schluß folgt.)

Eine moderne Kirche.

Von Chs. Béguin.

(Aus dem Französischen übersetzt von R. P.)

Bei uns und anderwärts ist seiner Zeit viel über die Erweckung in Wales geschrieben worden; weniger hört man von einem andern religiösen Erwachen, das sich gegenwärtig in den englischen Freikirchen, namentlich in der „Congregational Church“ kundtut. Zwar handelt es sich hier nicht, wie damals in Wales, um ein mehr oder weniger kurzes Auflodern von Mystizismus, sondern eher um eine langsame stetige Erneuerung der Arbeitsmethoden, um eine Anpassung der kirchlichen Organisation an die Bedürfnisse der Menschen von heute, um eine Reihe von neuen Versuchen und Anstrengungen in dem Bestreben, die Lebendigkeit und soziale Kraft der christlichen Gemeinschaften zu erhöhen; man könnte auch sagen: um eine sich anbahnende Revolution in der Auffassung, welche die autonomen Kirchen Englands bisher von sich selbst gehabt haben.

Die Kirche, die den Namen „Whitefield's Central Mission“ trägt (in Erinnerung an Whitefield, der darin vom Jahre 1756 an predigte), im Centrum von London, an der Tottenhamcourt Road gelegen, mit Sylvester Horne als Pfarrer, verdient wegen der Kühnheit ihrer Methoden und ihrer ganzen Geistesrichtung als Führerin dieser Bewegung bezeichnet zu werden. Noch vor wenigen Jahren, bis 1902, zählte diese Kirche, die sich, ein roter Backsteinbau von origineller Architektur, in einem der bevölkerungsreichsten Quartiere West-Londons hart an einer der Tag und Nacht vom Lärm des Großstadtlebens erfüllten Hauptstraßen des Westens erhebt und Raum für 1600 Menschen hat, kaum 150—200 Kirchgänger. Sie war, wie viele andere Kirchen Londons, am Aussterben. Im Norden und Süden, Osten und Westen des Gebäudes erhoben sich, sagt ein kürzlich erschienener Bericht, Theater, die jeden Abend voll waren, zweifelhafte Cafes, denen es nie an Gästen mangelte, „poublichouses“ und „bars“, wo die Gewohnheitstrinker sich regelmäßig zusammenfanden. Die Kirche hatte alles, was eine Kirche nur wünschen kann, aber — sie war leer. Unter all den guten und schlechten Einflüssen, die sich in diesem belebten Stadtteil geltend machten, zählte allein der ihre nicht. Ihr Geistlicher und seine Gemeinde beteten und sangen mit Eifer,

und doch war ihre Arbeit nur mittelmäßig und eintönig. Ihr Ideal und ihr Werben machten keinen Eindruck auf das Volk um sie herum. Der Fehler lag an niemand und doch an allen. Zu dieser Zeit, im Jahre 1902, trat die „Congregational Union" London's mit der kleinen schlafenden Gemeinde in Unterhandlung behufs Rückkauf ihrer so vorzüglich gelegenen Gebäulichkeiten, und gelangte an einen Pfarrer namens Sylvester Horne mit dem Gesuch, ein neues Evangelisationswerk darin zu beginnen. Sylvester Horne war in den christlichen Kreisen Englands ein bekannter Mann. Noch jung, kaum aus der Universität entlassen, war er in eine der reichen Vorstadtkirchen Londons berufen worden. Von da aus war er im ganzen Land umher gereist und hatte sich bald einen Namen gemacht durch seine agressive Beredsamkeit, die er in den Dienst eines evangelischen, sozialen, bewußten und volkstümlichen Christentums stellte. Mit einem ausgeprägt mystischen Zug eine gründliche geschichtliche und wissenschaftliche Bildung verbindend, ward er schnell als einer der Führer des streitenden Nonconformismus anerkannt. In „Unsere Vorfahren" schrieb er eine packende Geschichte des Puritanismus, deren begeisterter Anhänger er geblieben ist. Einige Jahre später gab er eine „populäre Geschichte der englischen Freikirchen" heraus, bald darauf „Der Nonconformismus im 19. Jahrhundert". Mehrere Bände Predigten und Vorträge erschienen nach und nach, ferner vor nicht langem „Die Instituts-Kirche" und „Das geistliche Amt der modernen Kirche", die beide Aufsehen erregt haben.

Im Jahre 1903 zog also Sylvester Horne in die neu hergerichtete und vergrößerte Kirche von Whitefield's ein. Eine Anzahl Laien-Mitarbeiter, darunter P. W. Wilson, Mitglied des Parlaments, Journalisten und Advokaten, die für die christlichen und sozialen Ideen Sylvester Horne's gewonnen worden waren, fingen an, sich um ihn zu sammeln. Nach ein paar Monaten der Versuche und der Propaganda kehrte Leben in die verlassene Kirche zurück. Bald wurde das Gebäude zu klein und seit 1903 hat der sittliche und äußere Erfolg der Mission und der Andrang der Zuhörer derart zugenommen, daß man heute an einem Sonntag Abend eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes an Ort und Stelle sein muß, wenn man einen Sitzplatz bekommen will. Der Saal, in dem die Gottesdienste stattfinden, wird wörtlich im Sturm genommen, von einer Menge, die sich aus Vertretern aller Klassen und Bildungsstufen zusammensetzt. Und derselbe Zufluß, dasselbe Ein- und Ausgehen von Besuchern, Freunden und Neugierigen wiederholt sich an jedem Tag der Woche in dieser geräumigen Kirche, die mit ihren Lese-, Unterhaltungs-, Konzert- und Restaurationssälen zugleich ein großes Volkshaus ist. Ihr Einfluß ist heute der vorwiegende in jenem Quartier. Woher dieser Umschwung?

Das möchte ich nun versuchen, zu zeigen.

Andere „Volksheim-Kirchen", ähnlich derjenigen von Whitefield's, gibt es in vielen Städten Englands und Amerikas. In London selbst

existieren etwa zehn solcher christlich-sozialer Unternehmungen seit einer Reihe von Jahren, darunter die „Leysian Mission", eine gewaltige Arbeitsorganisation in den Proletarierquartieren von City Road, die besonders durch ihre zahlreichen Arbeitszweige, die Ausdehnung ihrer Gebäulichkeiten und den Missionseifer ihrer Laienarbeiter auffällt. Bekannt sind auch die Kirche von Bloomsbury mit Thomas Philipp an der Spitze, und „Clarmont Hall" unter der Leitung von Mr. Newland. In Birmingham hat kürzlich Mr. Jowett ein neues „Institute" in Carr's Lane eröffnet, in Manchester leitet Mr. Collier ein ähnliches . . . .

Dennoch hat keines dieser jungen Unternehmungen in England den gleichen Ruf der Frische, der Originalität, der reformatorischen Kraft erlangt, dessen sich die Kirche Sylvester Horne's erfreut. Keine der andern übt auf die gesamten freikirchlichen Gemeinschaften des Landes einen so spürbaren Einfluß aus, in keiner andern wirkt der fortschrittliche Geist — in religiöser wie sozialer Hinsicht — so ansteckend in ihren verschiedenartigen Kundgebungen, auch gibt keine der religiösen und politischen Presse zu so verschiedenartigen Urteilen und Diskussionen Anlaß wie Whitefield's.

Wer dieses ausgedehnte Werk besucht, seine Atmosphäre des Fortschrittes und der Freiheit eingeatmet und etwas von dem Einfluß gespürt hat, den es sowohl auf die Masse des Volkes als auf die Gebildeten, die zu ihm gehören, ausübt, wird sich unwillkürlich fragen: Sind in dem Unternehmen Sylvester Horne's und seiner Mitarbeiter neue Prinzipien des kirchlichen Lebens wirksam, enthält dasselbe Formeln einer erweiterten Tätigkeit, welche die bleibenden Prinzipien und Formeln der gegenwärtigen protestantischen Kirche werden können, in all' den Ländern, wo sie frei handeln kann und wo sie das Volk zurückgewinnen will, um es an den Quellen des Evangeliums zu erneuern und mit ihm die Menschheitsgemeinschaft zu schaffen, die dem Ideal des Christentums entspricht?

Wenn ja, dann ist es wichtig, diese Formeln und Prinzipien zu kennen und sie zu verwerten; wenn nicht, dann erklärt sich eben der Erfolg dieser Kirche durch ein zufälliges Zusammenwirken von besonders günstigen Umständen, die im Temperament der Bewohner jenes Landes und in dem lokalen Milieu begründet liegen. Entweder ist sie eine Treibhauspflanze, die, in künstlich erwärmter Luft gediehen, in der Freiheit dünn aufschießen und verkümmern würde, oder aber sie ist ein kräftiger, gesunder Stock, dem auch wechselnde Lüfte nichts anhaben können.

Um hierüber Klarheit zu bekommen, müssen wir uns zunächst mit der leitenden Persönlichkeit der Kirche bekannt machen, hernach mit ihrer Organisation.

Bei Sylvester Horne trifft nicht zu, was von den Leitern der Leysian Mission gesagt worden ist: „Daß sie keine Redner seien, daß ihre Ansprachen nichts besonderes an sich haben." Sylvester Horne

ist ein „public man“. Er ist ein Jünger von Hugh Price Hughes, des ersten Führers des sozialen Christentums in London, der vor etwa zehn Jahren gestorben ist. Dessen rednerische Wucht, mystische Inspiration, Kühnheit des Denkens, sein brennendes Interesse für alle nationalen und sozialen Fragen, seine ungeschminkte Offenheit, kennzeichnen auch Sylvester Horne. Fortwährend ist er auf der Fahrt zwischen dem Norden und Süden Großbrittaniens, Vorträge haltend, predigend, werbend für seine Prinzipien einer erneuten Kirche. Wo es sich in der Politik um Fragen des sozialen Friedens handelt, um die Besserstellung der Arbeiter, den Kampf gegen die Staatsabhängigkeit, gegen die anglikanische Kirche, für die Sekularisierung der Schule, da findet man ihn unermüdlich am Ruder. Mit Dr. Clifford war er einer der Führer der „passive resistance“ Bewegung, deren Anhänger die Bezahlung der Schulsteuern verweigern, um dadurch gegen die Vorrechte zu protestieren, welche das Gesetz Balfour den Anglikanern in der Volksschule gewährt. Er ist Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften der Congregational Church und gibt selbst ein Blatt heraus, das „London Signal“ mit religiös und sozial sehr weitgehender Tendenz.

„Die Freikirchen — schreibt er in seinem neuesten Buch über das geistliche Amt der modernen Kirche — haben sich viel zu sehr isoliert. Ich weiß wohl, daß das anglikanische Staatskirchentum sie in den Schatten gedrängt hat. Aber sie haben Unrecht gehabt, sich daran zu gewöhnen und sogar an dieser Demütigung Gefallen zu finden. Noch vor wenigen Jahren schienen sie mehr darum besorgt zu sein, einigen wenigen Gestrandeten ein Rettungsboot zu bringen, als das Schiff selbst mit allem was darauf ist, zu retten. Sie glichen darin dem Helden Victor Hugo's, der nur einen kleinen Garten besaß, in dem er spazieren gehen konnte, aber sich damit tröstete, daß er, wenn schon wenig Blumen, doch alle Sterne des Himmels darin habe. Das mag ja eine ganz schöne Auffassung sein. Es ist die Philosophie derer, die dem Täufer in die Wüste folgen, nicht aber Jesus in die Welt. Vergessen wir nicht die scharfe Kritik des Italieners Mazzini. Er hatte den katholischen Glauben aufgegeben, aber fühlte sich doch nicht daheim im Glauben der Protestanten. Im fehlte darin der Ehrgeiz und die Weite. „Es gibt keine Religion, rief er aus, ohne den Glauben an die Solidarität der Menschheit. Wir haben nichts zu schaffen, sagt ihr Protestanten Italiens, mit den sozialen und politischen Fragen; und indem ihr so die Menschen in den Händen ihrer Bedrücker läßt, gebt ihr vor, ihre Seelen zu erziehen und zu befreien!“

Etwas weiter, wo er sich an junge Theologiestudenten wendet, sagt er:

„Um den christlichen Tatsachen und der religiösen Sehnsucht des modernen Gewissens Ausdruck zu geben, um die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bewegungen der Gemeinde, in der wir leben, christlich zu beeinflußen, sind wir Geistliche der Freikirche in einer überaus günstigen Stellung. Demütig aber furchtlos müssen wir alle die Pflichten und Verantwortlichkeiten auf uns nehmen, die das vielseitige Leben der Oertlichkeit in der wir wohnen, berühren. Wir dürfen uns nicht mehr damit begnügen, die Geistlichen einer auserwählten Schar von Gläubigen zu sein, die sich des Sonntags in einem bestimmten Lokal aus doktrinären oder andern Sympathien zusammenfinden. Wir sind in unserm Amt, um Jesus und dem Volk zu dienen. Sollten wir in uns einen Zug zum Mönchtum entdecken, eine Neigung, den öffentlichen Platz und Kampf zu fliehen — nun, dann sind wir eben für das moderne Pfarramt nicht geschaffen, und je bälder wir einsehen, daß es über unsere Kraft geht, desto besser. Sind wir zum Philosophen oder Theologen

im akademischen Sinn des Wortes veranlagt, so werden wir als solche ohne Zweifel wertvolle Dienste zu leisten imstande sein; aber die Masse des Volkes wird sich in ihrem schmerzlichen sittlichen und sozialen Ringen Andern zuwenden, um von ihnen Worte der Hoffnung zu hören. Erstaunt nicht, wenn ich dafür eintrete, daß in eurem Leben ein wenig Heldentum sein möchte. Das Zeitalter des Rittertums muß wiederkommen, um unter uns Mut und Opferfreudigkeit zu schaffen, wenn durch solches Opfer Unterdrückte aus sittlicher und ökonomischer Knechtschaft erlöst werden können. Die Geschichte der Freikirchen steht mit feurigen Buchstaben in den Annalen Europas geschrieben; sie, unsere Vorfahren, sind es gewesen, die die weltlichen und geistlichen Kronen gedemütigt, die der ganzen Menschheit bewiesen haben, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht. Sie sind es gewesen, die mit vollen Händen Demokratie und Freiheit in der Welt gesät haben. Heut' brechen neue günstige Zeiten für uns an. Schon hat die Stunde zum Handeln geschlagen."

Die Theologie Sylvester Horne's ist die Theologie eines Mannes der Tat: Der Kantismus der praktischen Vernunft, durchdrungen von messianischer Glut und evangelischer Lebendigkeit. Sie entbehrt einer strengen Orthodoxie. Die Auseinandersetzungen der modernen theologischen Wissenschaft haben seine Anschauungen erweitert. In ihm schlägt das Herz des Menschen von heute mit all seinen Gewißheiten und Ungewißheiten, seiner Müdigkeit und seiner jugendlichen Hoffnung.

Nach dem Dafürhalten Sylvester Horne's hat die Wissenschaft und die wissenschaftliche Methode dem christlichen Glauben nichts weggenommen; sie haben ihn im Gegenteil erweitert und in seinem eigenen Gebiete bereichert. Die frühere Vorstellung Gottes beschränkte sein Wirken auf die Schöpfung und auf wenige kurze Eingriffe der Vorsehung. Diese Augenblicke, in denen seine Fürsorge sich kundtat, waren wie Oasen in der menschlichen Wüste. Ein solcher Glaube war eng und ungenügend. Wie viel lebendiger als die alte Doctrin ist doch die Vorstellung eines immanenten Gottes, zu der uns die Wissenschaft berechtigt, verbunden mit dem übernatürlichen Gottesbegriff, den uns die moderne kantische Philosophie gegeben hat. Der Glaube ist nicht durch Verarmung, sondern durch Bereicherung gerettet worden. Auch die moderne Auffassung der Person Jesu ist inhaltsvoller und reicher als die frühere. Die metaphysische Gottheit Christi, durch die Modernen wieder in den genauen historischen Wirkungskreis eingesetzt, in dem er gelebt hat, hat sich aufgelöst, und an ihre Stelle ist die Menschheit Christi getreten, höher, göttlicher und geheimnisvoller als alle Geheimnisse des alten Dogmas. Dasselbe gilt von der Lehre von der Sünde. Heute kennen wir neben den individuellen die erblichen und sozialen Folgen der Sünde. Und das gibt uns eine noch tragischere Idee von ihr und ihrer unheilvollen Macht. Das alte Dogma gewinnt dadurch an wissenschaftlicher Autorität und sittlicher Eindrücklichkeit. Und so lebt der christliche Glaube Kraft seiner wachsenden Kühnheit und Erhabenheit. „Wenn unsere Gerechtigkeit nicht größer ist, als die der modernen Schriftgelehrten, so werden wir das Reich der Himmel nicht sehen." Der Glaube nimmt zu an Kraft und Größe mit den auf- und niedersteigenden Jahrhunderten; jede Generation muß und wird den Schatz christlichen Glaubens reicher und reiner dem kommenden Geschlecht übergeben.

Das ist der Hauptinhalt der religiösen Predigt S. Horne's. Seine Originalität liegt in der lebendigen, bald zarten, bald derb anfassenden, eindringlichen und flehenden oder strengen und herben, oft auf die Geschichte und die Konflikte der Gegenwart anspielenden Art, mit der er für sein Ideal eintritt. Einige Stellen aus seinen populären Sonntag-Abend-Predigten mögen dies illustrieren.

Ueber 2. Moses, 4, 31: „Und das Volk glaubte. Und da sie hörten, daß der Herr die Kinder Israels heimgesucht und ihr Elend angesehen hatte, neigten sie sich und beteten an."

„Die Geschichte meines Textes, hub er an, ist eine Geschichte in zwei Teilen. Der erste Teil erzählt, wie das Volk den Glauben verlor, der zweite, wie es den verlorenen Glauben wieder gewann. Ich will heute Abend nicht über antike Geschichte zu euch reden, sondern über modernes Leben, auch werde ich mich nicht lange bei den Einzelheiten meines Textes aufhalten. Aber ihr wißt, daß die Geschichte sich zu wiederholen pflegt, und das Geschick der Israeliten hat sich in der Geschichte der Menschheit oft wiederholt. Also der erste Teil erzählt, wie die Juden ihren Glauben verloren. Das ist sehr einfach. Ihr Glaube wurde zerstört, weil sie eine Beute des genußsüchtigen Despotismus der Egypter geworden waren. Jeden Tag trug der Israelite seine Backsteine herbei, wohl wissend, daß er am Schluß des Jahres seiner Befreiung und seiner Unabhängigkeit nicht näher sein werde als zu Beginn desselben. Es lebte keine Hoffnung mehr in seinem Herzen; und unter solchen Umständen denkt ein Mensch nicht logisch. Welche Philosophie könnt ihr von einem Menschen erwarten, der unter Sklaverei leidet? Der nächste Schluß, den er aus seinem Zustand ziehen wird, wird sein, daß seine Religion Bankrott gemacht habe. Sein Gott ist für die Knechtschaft aller verantwortlich. Von schlechten sozialen Verhältnissen rührte also dieser Kleinglaube her. Der zweite Teil unserer Erzählung zeigt, wie das Volk den verlorenen Glauben wiederfand. Eine Tatsache zerstörte seinen lähmenden Skeptizismus. Das war das Auftreten eines Befreiers, eines Mannes Gottes, der ein Leben des Reichtums aufgab, um die Armut der Unterdrückten auf sich zu nehmen, um in ihre Wohnstätten einzutreten, ihre Leiden zu tragen, mit ihnen zu arbeiten, damit er sie so nach und nach zu einem bessern und höhern Leben führen könne. Moses war ein Mann des Glaubens . . . Seine Botschaft war die: Indem ihr aufgehört habt zu glauben und in Gottes Gemeinschaft zu leben, habt ihr auch alle Hoffnung auf soziale Befreiung verloren. Ich glaube, daß Moses recht gehabt hat, und daß jeder recht hat, der in unserer Zeit von diesem Geist durchdrungen ist. Ein Politiker sagte mir kürzlich: „Sie wünschen eine soziale Reform in London. Sie werden sie erst nach einer religiösen und sittlichen Reform durchführen können." Dieser Politiker hat recht. Soziale Reform durch eine religiöse Erweckung. Das Gewissen der Nation müssen wir aufwecken, um ihre Zustimmung zu den Reformen zu erhalten und sie dann durchzuführen. In der Tat: glaubt ihr, daß der sogenannte wissenschaftliche Materialismus oder der phlegmatische Agnostizismus das Feuer der Liebe, den Durst nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit den Menschen ins Herz geben werden? Werft doch einen Blick auf die Geschichte eures 18. Jahrhunderts . . .

Und so fährt die Predigt fort mit häufigen Anspielungen auf die Geschichte, und endet in einem einfachen, herzlichen Appell.

Ein ander Mal wählte er als Text: „Ich will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes, und den Namen der Stadt meines Gottes." (Offenb. 3, 12.)

„Ich habe diesen Text ausgelesen, weil darin das enthalten ist, was viele Christen unserer Zeit wünschen: Die praktische Aussöhnung zwischen christlichem Individualismus und christlichem Sozialismus. Der christliche Bürger von Philadelphia trug auf seiner Stirne zwei Namen lesbar geschrieben, den Namen Gottes und den Namen der Stadt Gottes. Der Name Gottes bedeutet, daß er Gott ange-

hörte durch die ganz und gar individuelle Tat seines Lebens, die kein anderer Mensch und kein Staatserlaß für ihn tun konnte, und die den Mittelpunkt des religiösen Lebens ist. Der Name der Stadt Gottes bedeutet, daß er seinen menschlichen Mitbürgern angehörte durch dieselbe Hingabe seines Lebens, daß er mit ihnen in der Liebe und Gerechtigkeit des Gottesreiches verbunden war. Er war somit ein Individualist wegen seinen persönlichen Beziehungen zu Gott; und ein Sozialist (ich gebrauche das Wort in keinem doktrinären oder parteipolitischen Sinn) weil ihm das Verständnis für das Gemeinsame der Interessen der Menschheit geöffnet worden war. Das ist das Ideal, das uns in unserm Text gezeigt wird. Es ist kaum nötig, daß ich den ersten dieser beiden Punkte besonders betone. Wir alle wissen, daß die Reihenfolge in unserm Text die unvermeidliche ist. Damit ein Mensch ein tüchtiger Diener der Gerechtigkeit, die in der Stadt Gottes herrscht, sei, muß zuvor in seiner Seele deutlich der Name Gottes geschrieben stehen. Er muß die Wirklichkeit Gottes kennen. Warum? Weil die Aufgaben, die in der Menschheit auf ihn warten, solcher Art sind; wenn er ohne die Mithilfe seines Gottes an sie heran tritt, so ist sein Tun zum voraus der Erfolglosigkeit geweiht . . ."

Nachdem er diese erste Idee entwickelt, geht er zur zweiten über: der Pflicht des Christen, das Ideal der sozialen Brüderlichkeit zu verwirklichen.

„Ja, wird man mir sagen, es ist ja schön und gut, uns dieses Ideal zu zeigen, aber wir sind noch so weit davon entfernt." Zugegeben! Aber soll ich euch einige der Ursachen nennen, warum dies Ideal noch in so weiter Ferne liegt, warum die soziale Wirklichkeit, wie sie uns heute entgegentritt, so beschämend ist? Die Ursache davon ist nichts anderes als die Trägheit und Gleichgültigkeit der frommen Leute, die verdrießliche Untätigkeit derer, die zwar auf ihrer Stirne in goldenen Lettern den Namen Gottes tragen möchten, nicht aber den Namen der Stadt Gottes. In ihrem Eifer nach einem andächtigen Leben haben sie sich von ihren Mitmenschen abgeschlossen, derweil das Uebel sich organisierte und ihren Mangel an Wachsamkeit benützte, um zu Macht und Einfluß zu gelangen. Von dem Bekehrten wurde keine soziale Pflicht erwartet, nur des Himmels mußte er gewiß sein. Nein, nein! Euer und mein Ideal ist das des großen Schotten John Knox, der auf seinem Totbett seine Freunde zusammenrief und mit ihnen das 17. Kapitel des Johannesevangelium las. In dem Augenblick, da einer der Freunde las: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel," erhob sich der alte Prophet und rief: „Da habe ich meinen Anker geworfen." — „Wirf deinen Anker da, junger Mann, junge Frau, die du mir zuhörst!"

„Glaubt ihr, daß auf unserm Land ein solcher Fluch des Alkohols lasten würde, wenn die Christen ihre soziale Pflicht getan hätten? Jede Ecke unseres nationalen Lebens zeugt von Vernachlässigung. Als Jesus das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählte, wollte er nicht sagen, daß die Kirchen durch ihre Vertreter den Reisenden plünderten und mißhandelten. Nein, sie gingen bloß auf die andere Seite. Während die frommen Leute im Gebet versammelt waren, schliefen die Diener Mammons nicht, sondern eigneten sich die politische Maschinerie an, und jetzt plötzlich wachen die Christen auf und sehen sich in den Maschen eines weitläufigen Netzes gefangen, aus dem es schwer hält, sich loszumachen. Und da klagen die Kirchen, daß die Welt böse sei, daß man nur noch sterben könne, um in eine bessere Welt einzugehen, und weinen über die Schlechtigkeit der Menschen. Ueber sich selbst sollten sie weinen. Es ist ihr Fehler. Als kürzlich zwölf Wirtschaften um die Erlaubnis einkamen, in der kleinen, allgemein als verseucht bekannten Straße hinter unserer Kirche ihre Lokale aufzutun, glaubt ihr, daß die Kirchen des Quartiers sich dieser Patenterteilung widersetzt haben? O nein; sie haben darauf verzichtet. Sie beteten wohl: „Dein Wille geschehe auf Erden". Aber sie waren zu bequem, sich selbst in das Handgemenge zu werfen."

Diese paar Auszüge sind charakteristisch für die Art Sylvester Horne's. Von Herzen evangelisch, verbindet er in einem Geist der

Freiheit die soziale mit der religiösen Botschaft Jesu. Immerhin nicht so, daß nun das eine mit dem andern in allen seinen Predigten vermischt würde. In den Sonntag-Morgen Gottesdiensten beschränkt er sich fast ausschließlich auf religiöse und sittliche Betrachtungen. In den Abend-Gottesdiensten, die einen mehr populären Anstrich haben und nicht wie am Morgen nur für die eingeschriebenen Mitglieder der Kirche berechnet sind, sondern zugleich für die Menge von Freunden und von Neugierigen, die vorübergehen, sind seine Appelle vorwiegend apologetisch und sozial in dem Sinn der oben zitierten Stellen.

(Schluß folgt.)

Die Aufgaben der Frau in der Jugendfürsorge.

Das neue schweizerische Zivilgesetz bringt der Frau das Recht, Vormundschaften zu übernehmen. Zugleich bietet es die Grundlage zu einem systematischen Ausbau der Fürsorgeerziehung. — Wahrhaft prophylaktische Fürsorge liegt schon darin, daß der Gesetzgeber der Auflösung der Familie, dieser schwerwiegendsten Ursache der Kinderverwahrlosung, zu steuern sucht, soweit dies einem so großen, verwickelten Problem gegenüber möglich ist.

Dieselbe Fürsorge tut sich kund in der Verschiebung der Ehemündigkeit bis zum vollendeten 18. Jahre beim weiblichen, bis zum vollendeten 20. Jahre beim männlichen Geschlecht.

Weittragende erzieherische Bedeutung kommt dem Artikel 171 zu, welcher bestimmt, daß der Richter, wenn der Ehemann die Sorge für Weib und Kind vernachlässigt, die Schuldner der Ehegatten ohne Rücksicht auf den Güterstand anweisen kann, ihre Zahlungen ganz oder zum Teil der Ehefrau zu leisten. Wir denken dabei an die zahlreichen Frauen, welche mit Aufopferung aller Kräfte ihre Kinder mühsam vor Hunger und Blöße schützen, während der Mann den Wochenlohn vertrinkt. Hier ist der Schwäche des Mannes gesteuert und dem Elend von Frau und Kind abgeholfen.

Vor allem leuchtet uns aber aus den Bestimmungen über die außerehelichen Mütter und ihre Kinder jene warmherzige Menschenliebe entgegen, welche die trockenen Gesetzesartikel umschafft in ein hohes Lied der Menschlichkeit.

Das Kind kann auf Vaterschaft klagen wie die Mutter und wie sie bis ein Jahr nach der Geburt. (307 und 308.) Ja, es kann klagen, auch wenn die Mutter sich mit einem Vergleich abgefunden oder Verzicht geleistet hat, falls es dadurch in seinen Ansprüchen beeinträchtigt wird. (319.)